

2.2. Der neue Feminismus von 1963 bis heute

Die sechziger Jahre: ein neuer Anfang

Es ist ein Buch, keine politische Aktion und kein Protestereignis, das für den Neubeginn der Frauenbewegung(en) *international* verantwortlich ist: Betty Friedans *The Feminine Mystique* erscheint 1963 in New York und markiert den neuen Anfang. *Der Weiblichkeitswahn* (Friedan 1984), so der deutsche Titel des ersten Klassikers der Neuen Frauenbewegung, thematisiert das öde, krank machende, unausgefüllte Leben US-amerikanischer Mittelschichtfrauen, die ausschließlich auf Familie, Hausarbeit und feminine Leitbilder verpflichtet werden, ohne die Chance auf einen eigenen Lebensplan zu erhalten. Mit altbekannter Leidenschaft plädiert die neue Theoretikerin für die Selbstbefreiung der Frauen:

»Das amerikanische Vorort-Haus ist nicht wirklich ein Gefängnis, und doch sind die Hausfrauen in ihm gefangen; sie können ihm nur entkommen, wenn sie von ihrer menschlichen Freiheit Gebrauch machen und ihr Selbstwertgefühl wiedererringen. Sie dürfen nicht mehr namenlos, entpersönlicht, manipuliert sein, sondern müssen ihr Leben auf ein selbstgewähltes Ziel ausrichten. Sie müssen beginnen, geistig erwachsen zu werden« (Friedan 1984, 201).

Wissen und Bildung, Zukunftsgestaltungswillen, gesellschaftsbezogene Zielsetzungen und schöpferische Arbeit hält Friedan (1984, 202-243) für die geeigneten Mittel, »die Gegenwart zu transzendieren« (Friedan 1984, 204). Die bereits von Feministinnen erkämpften Chancen müssen für eine neue, durch die »Gegenrevolution des Weiblichkeitswahns« (Friedan 1984, 216) neu unterworfenen Frauengeneration sofort zurückerobert werden.

»Der Weiblichkeitswahn schreibt den Frauen einen [...] Tod bei lebendigem Leibe vor. Im Angesicht des langsamen Todes ihres Ich müssen die amerikanischen Frauen ihr Leben ernst zu nehmen beginnen« (Friedan 1984, 222). »Der Weiblichkeitswahn hat es vermocht, Millionen Amerikanerinnen lebendig zu begraben. Es führt für diese Frauen kein Weg aus ihrem bequemen Gefängnis, es sei denn, sie nähmen die Mühsal auf sich, ihn sich selbst zu bahnen« (Friedan 1984, 223).

In dieser knappen Zusammenfassung der einflussreichen Friedan'schen Arbeit sind einige altbekannte Bilder versammelt, die hier jedoch in neuer Gestalt auftauchen. Das klassische Motiv der häuslichen Despotie ist in seiner Bildsprache deutlich verändert, doch der gewalttätige Kern des Motivs ist erhalten geblieben: Der Despot ist gleichsam aus dem Bild ausgewandert und hat die ehemalige Sklavin in der trostlosen, weltlosen Einsamkeit eines Gefängnisses, das bei lebendigem Leibe begräbt, zurückgelassen. Sie ist kein Hund, keine Puppe mehr, die man verächtlich betrachtet, sie ist jetzt eine Gefangene, für die niemand einen Blick übrig hat. Dass dieses lebensbedrohliche Gefängnis »bequem« sein soll, leuchtet allerdings nicht ein – die »Mühsal«, ihm zu entrinnen, müsste eigentlich als ein Akt der Notwehr beschrieben werden. Hier ist Friedans Bildsprache inkonsistent.

Das zweite bekannte Motiv, das der weiblichen Unwissenheit und Geistlosigkeit, die die Unterwerfung begünstigen, wird zum positiven Programm geistigen Erwachsenwerdens umgeschrieben, eine schon bei Beauvoir anklingende Motivinterpretation. Drittens formuliert Betty Friedan die alten Ansprüche auf eigenständige Arbeit und damit auf ökonomische Sicherheit und selbst gewählte kulturelle Ziele in modernerer Gestalt. Zum Vierten und Letzten schließlich präsentiert Friedan das Beauvoir'sche Bild vom mühevollen Weg zur eigenen Freiheit, verbunden mit dem existenzialistischen Ziel der Transzendenz. Genau wie Beauvoir weiß Friedan (1984, 224): »Die Freiheit, das eigene Leben zu führen und zu planen, ist erschreckend, wenn man es noch nie getan hat.« Doch im Unterschied zu Beauvoir, die stets mit kritischer Skepsis schreibt, setzt Friedan mit großem Optimismus auf den Mut der Frauen ihrer Herkunft und Generation. Betty Friedan geht offensichtlich davon aus, dass ihr leidenschaftlicher Appell nicht ungehört bleiben wird – und sie behält Recht. US-amerikanische Frauen lesen das Buch wie eine politische Offenbarung und machen sich auf den Weg raus aus dem Gefängnis. Die Freiheitsemphase der Anfangszeit mischt sich bei Friedan mit dem Glauben an konkrete Handlungsschritte, die die Befreiung sofort einleiten werden.

Neu ist bei Friedan die begriffliche Interpretation der politischen Auseinandersetzungen zwischen Herrschenden und Feministinnen. Das Motiv der »Gegenrevolution« gegen die schon erungenen Erfolge der alten »Frauenrechtlerinnen« ist ein starkes

Bild, das den politischen Ernst, die strategischen Schwierigkeiten, die Bedrohlichkeit feministischer Ansprüche und den Zorn oder die Furcht des patriarchalen Gegners betonen will. Anfang der neunziger Jahre wird Susan Faludi mit ihrer These vom *Backlash. The Undeclared War Against American Women* ein ähnliches Argument formulieren: Es gibt einen antifeministischen Gegen-schlag von Politik, Medien und Wissenschaft gegen die Erfolge der Neuen Frauenbewegung, eine rhetorische Strategie, mit der Frauen gegen ihre eigene Befreiung eingenommen werden sollen. Statt der feministisch versprochenen Erfüllung, so die patriarchalen WortführerInnen, bringen berufliche und politische Erfolge für Frauen nur Liebe- und Kinderlosigkeit, Krankheit, Einsamkeit und Alkoholismus. Die Gegenschlags-Botschaft lautet drastisch und unmissverständlich: Feminismus macht frei, aber unglücklich (vgl. Faludi 1993).

Die Begriffe Gegenrevolution, Gegenschlag und Krieg, mit denen die *patriarchalen* Strategien im neuen »women's liberation movement« anstelle von Sklaverei und Despotie belegt werden, haben eine *frauenbewegte* Entsprechung: die *heldinnenhaften Selbstdefinitionen des Neuanfangs*. Shulamith Firestones wortreiche Revolutionsemphase, die ich bereits angesprochen habe, ist ein typisches Beispiel dafür. Voller Pathos schreibt Firestone auch: »Die ersten Frauen entkommen dem Massaker. Zitternd und schwankend fangen sie an, einander zu finden« (Firestone 1976, 9). Kate Millett, die Dritte im Bunde der prominenten Theoretikerinnen der ersten Stunde, spricht in ihrem heute noch lesenswerten Klassiker *Sexual Politics* 1969 ebenfalls von einer Revolution, von der »Sexualrevolution«, die die »Wüste, die wir bewohnen« in eine »bessere Welt« verwandeln wird (Millett 1985, 473). Frauenbewegung, Studenten und Schwarze bilden für Kate Millett (ebd.) eine »radikale Koalition«.

Die Zeit des Neubeginns der Frauenbewegung erscheint im Rückblick als eine fast fremde Welt heroischer Worte und Beschreibungen: Massaker und Gegenrevolution auf der einen, radikale Koalition und Revolution auf der anderen Seite der kriegerrisch definierten feindlichen Linien. Ein klares, ja fast banales Verhältnis zwischen Herrschenden und Beherrschten durchzieht die Friedan'sche Analyse. Zum Zeitpunkt der Publikation von Faludis Analyse sind heroische Begriffe allerdings längst nicht mehr gefragt (zur Kritik der Sprache Faludis vgl. Kontos 1995).

Bereits Mitte der siebziger Jahre verabschieden sich die Theoretikerinnen von der Revolutionsrhetorik (vgl. Holland-Cunz 1988, Kapitel 3.2.).

Vorerst jedoch sprechen Feministinnen noch unbefangen von Revolution oder Kulturrevolution, so wie die US-Amerikanerinnen, oder sie beziehen sich auf die studentische Revolte wie die deutschen SDS-Frauen. Betty Friedan gründet gemeinsam mit anderen Frauen die große liberale Frauenorganisation NOW (National Organization for Women) und kämpft für gleiche Rechte in Arbeit und Politik (vgl. Friedan 1984, 269ff.). Die deutschen Aktivistinnen gründen »Weiberräte«, streiten sich mit den Genossen, lesen marxistische Klassiker zur Frauenfrage und träumen von einer anderen Gesellschaft. Aber auch in den Vereinigten Staaten entsteht im Laufe der sechziger Jahre ein radikaler Flügel in der Neuen Frauenbewegung; in diesem dominiert Kate Milletts (1985) Analyse des herrschenden Patriarchats, und die politischen Formen orientieren sich an der Studenten- und Bürgerrechtsbewegung. Bereits in den ersten Jahren ist die US-amerikanische Neue Frauenbewegung so heterogen, wie die bundesdeutsche erst im Laufe der kommenden Jahrzehnte werden wird. Schon zu diesem frühen Zeitpunkt stehen sich in den USA »extremists« und »moderates«, um noch einmal an Ferree/Hess (1985) zu erinnern, wenig versöhnlich gegenüber.

Wollte man/frau rückblickend definieren, welches die wichtigen Themen und Anliegen dieser Zeit sind, so ließe sich die These vertreten, dass v. a. ein rigoroses »Nein« zu den herrschenden Verhältnissen und patriarchalen Zumutungen in allen Strömungen der Aufbruchzeit dominant ist. Obgleich sich die Aktivistinnen über noch diffuse Ziele und unklare Strategien nicht verständigen können, sind sich doch alle in ihrem radikalen Einspruch gegen die wenigen, engen, für Frauen vorgesehenen Lebenswege einig. Der Konservatismus der fünfziger und sechziger Jahre, der »Weiblichkeitswahn« in der amerikanischen ebenso wie in der westdeutschen Gesellschaft, sind die Basis für den neuen Anfang hier wie dort. Dass der neue Anfang mit den heroischen Begriffen Revolution oder Revolte bezeichnet wird, entspricht dem feministischen Zeitgefühl von einem befreienden Aufbruch: einem Aufbruch mit Büchern ebenso wie mit Tomaten. Die leidenschaftlichen Emotionen dieses Aufbruchs und seine eher diffusen und umstrittenen Zielsetzungen werden die Struktur der siebziger Jahre prägen.

Die siebziger Jahre: Körperpolitik und Selbsterfahrung

Der bekannteste Slogan des bundesdeutschen Feminismus der siebziger Jahre lautet: »Mein Bauch gehört mir!« Mit ihm fordern Feministinnen, in heutigen Worten ausgedrückt, das Recht auf reproduktive Selbstbestimmung, symbolisiert v. a. in der Frage der Abschaffung bzw. Reform des Abtreibungsverbots. Neben dem Tomatenwurf markiert der Beginn der Kampagne gegen den § 218 im Jahr 1971 den »zweiten« Anfang der bundesdeutschen Neuen Frauenbewegung. Von diesem zweiten Anfang werden viele Frauen auch außerhalb der Hochschulen erreicht.

Angesichts der Leidenschaftlichkeit des Aufbruchs kann es jedoch nicht überraschen, dass neben den öffentlich-politischen Aktionen gleichsam eine physische, psychische und intellektuelle *Selbstverständigung* das zentrale Thema der siebziger Jahre darstellt. Aus dieser aktiven und radikalen Zeit stammen die bis heute gängigen Klischees über die Frauenbewegung: Bilder von hässlichen lila Latzhosen, selbstmitleidigen Frauen-Kaffeekränzchen und peinlich-verwegenen Selbstuntersuchungen – obgleich sich von der damaligen Realität politisch nichts erhalten hat. Statt Latzhosen tragen viele Aktivistinnen heute Kostüme, sie machen Karriere und haben keine Zeit zum Jammern, und Intimität wird auch von Feministinnen vehement verteidigt. Frau mag dies willkommen heißen oder bedauern: Interessant und erklärungsbedürftig ist v. a. die Tatsache, dass die Klischees so erstaunlich *zählebig* sind.

Die politischen Formen der siebziger Jahre werden bis auf den heutigen Tag als argumentative Abschreckung gegen den Feminismus bemüht. Diese Formen, so meine Vermutung, drücken bis heute die *Anmaßung* der damaligen frauenpolitischen Selbstinteressiertheit, Selbstbezüglichkeit, Selbstgenügsamkeit aus: niemandem gefallen wollen, sich nur mit dem eigenen Körper und Geist befassen, sich endlich einmal Frauen emotional zuwenden. Die Anmaßung, die eine vorrangige Bezogenheit auf sich selbst und andere Frauen in einer konservativen patriarchalen Kultur bedeutet, ist aus der heutigen Perspektive individualisierter Gesellschaften nicht mehr leicht nachvollziehbar. Auch für Frauen ist es unterdessen eher möglich, einen hoch individualisierten Lebensweg selbstbestimmt zu wählen, den eigenen Interessen selbstbewusst nachzugehen und nicht nur für die Bedürfnisse an-

derer zu leben. Insofern kann von nicht unbeträchtlichen Erfolgen in den vergangenen Jahrzehnten gesprochen werden.

Die Selbstbestimmung über den eigenen Körper, die »Seele« (Hedwig Dohms Wortwahl) und den Geist musste jedoch erst hart erstritten werden. Körperpolitisch verknüpfen sich die Fortschritte in der Selbstbestimmung mit der Reform des § 218, der Einrichtung von Häusern für geschlagene Frauen, der Kriminalisierung von Vergewaltigung und allen sexualisierten Formen der Gewalt gegen Frauen und Mädchen, der feministischen Kritik der Zwangsheterosexualität und der freien Entscheidung über die sexuelle Orientierung. Die Körperpolitik der siebziger Jahre stellt diese Fragen ins Zentrum der Konfliktlinien. Von den öffentlichen Kampagnen für die Streichung des § 218 über die Gründung von Frauenhausprojekten bis zu den entstehenden Lesbengruppen befassen sich Feministinnen in den siebziger Jahren zuallererst mit ihren eigenen physischen Freiheiten und selbstbestimmten Bedürfnissen.

Begleitet wird dieser Prozess der physischen Selbstverständigung von einem ebenso intensiven Prozess der psychischen Selbstverständigung, der sich v. a. im bereits angesprochenen Instrument der Selbsterfahrung ausdrückt, jenen selbstreflexiven Gesprächsrunden, die Jo Freeman (1986, 546), wie beschrieben, so treffend als »profound resocialization of one's self-concept« definiert. Mit der Selbsterfahrung bekämpfen die Aktivistinnen in den siebziger Jahren die eigenen, gegen Frauen gerichteten Vorurteile, den Selbst- und Frauenhass und die patriarchalen Zuschreibungen an weibliche Wohlanständigkeit. In den typischen Selbsterfahrungsgruppen sind übrigens nicht Kaffee und Kuchen, sondern Tee und Kerzenlicht entscheidende Requisiten.

Ich erwähne dieses unbedeutende Detail nicht, um dem üblichen Klischee ein anderes, korrekteres entgegenzusetzen, sondern um auf den Unterschied zu sprechen zu kommen, der die Praxis der Selbsterfahrung vom üblichen Frauen-Gespräch der damaligen Zeit trennt. Selbsterfahrung ist in ihrer idealtypischen Organisation keine Form des weiblichen »Klatschs« unter Freundinnen, sondern eine stark formalisierte, ritualisierte Art der kollektiven Gesellschaftsanalyse, die aus der Verarbeitung persönlicher Erfahrungen entsteht (vgl. Frauen aus der Frauengruppe Freiburg 1975). Die Gruppensitzungen enden mit dem Festhalten des Allgemeinen in den spezifischen Unterdrückungserfahrungen.

gen aller Einzelnen. Da die Neue Frauenbewegung in den sechziger Jahren traditionslos neu startet, ist die Erzeugung frauenbezogenen Wissens eines ihrer ersten Anliegen. Die »resozialization« der psychischen Voraussetzungen selbstbestimmten Lebens stellt deshalb eine wichtige Strategie dar.

Entsprechend müssen zum Dritten schließlich die autonomen Gründungen von Frauenbuchläden, Frauenverlagen und Frauenseminaren als Strategien der Selbstverständigung, hier nun der intellektuellen Selbstverständigung, interpretiert werden. Neben den physischen, körperpolitischen Neuorientierungen und der psychischen Bearbeitung des eigenen Selbstkonzepts vervollständigt der intellektuelle Aufbruch den »Dreiklang« der politisch notwendigen Selbstinteressiertheit. Die soziale Gruppe engagierter Frauen, die sich viel zu lange nur auf andere (Männer und Kinder) zu beziehen hatte, entdeckt sich selbst als Subjekt und Objekt der Auseinandersetzung. Am Ende der siebziger Jahre sind die Aktivistinnen verändert: Sie kennen ihren Körper viel besser, haben sich mühsam von vielen patriarchalen Vorstellungen befreit und sind wissbegierig auf die eigene Geschichte und die Erfahrungen von Frauen. Nicht wenige entscheiden sich gegen traditionelle gesellschaftliche Vorstellungen und leben lesbische Partnerinnenschaften, schlagen neue Lebens- oder zumindest neue Bildungs- und Berufswege ein, fordern von ihren Partnern Unterstützung für selbstbestimmte Interessen und Bedürfnisse. Körper, »Seele« und Geist sind nicht gleich geblieben. Die Verwirklichung politischer Ideale in der eigenen Lebensführung – gleichsam Emma Goldmans Projekt – ist zum Ziel geworden.

Die Fortschritte im »Dreiklang« der physischen, psychischen und intellektuellen Selbstverständigung sind jedoch keineswegs das Ergebnis eines einfachen, idyllischen, harmonischen Prozesses, sondern sind das Ergebnis schwieriger Kämpfe und harter Konflikte – nicht nur mit der patriarchalen Politik, sondern auch innerhalb der feministischen Zusammenhänge. Die heftigen Auseinandersetzungen zwischen Lesben und heterosexuellen Frauen, zwischen Müttern und Nicht-Müttern, zwischen den so genannten Unifrauen und Frauen aus anderen sozialen Kontexten gehören gleichermaßen zu den siebziger Jahren und damit unmittelbar zum Prozess der Selbstverständigung unter Frauen. Die Schärfe der Konflikte führt dazu, dass sich immer wieder einzelne Frauen entmutigt oder zornig vom Feminismus abwenden, weil sie den

Eindruck gewinnen, dass hier neue Vorschriften korrekten Frauenlebens aufgestellt werden und Bevormundung nun unter Frauen stattfindet. Bittere Kritik gibt es auch in der Neuen Frauenbewegung von Anfang an, und die, die von ihr getroffen werden, zweifeln zu Recht an den Idealen feministischer Solidarität, kollektiven antipatriarchalen Widerstands und an der Glaubwürdigkeit des Ziels Freiheit.

Der Fokus der sechziger Jahre, die Verweigerung der patriarchalen Vorschriften für Frauen, führt in den siebziger Jahren also nicht gleichsam automatisch zu klaren Zielformulierungen, sondern zunächst einmal zum schmerzhaften und anstrengenden Prozess der physischen, psychischen und intellektuellen Selbstverständigung. Die »resocialization« ist für die Aktivistinnen harte Arbeit, und gemeinsame politische Ziele ergeben sich daraus nicht von selbst – und können sich aus einem solchen Prozess der Selbstfindung nicht von selbst ergeben, schon gar nicht für eine soziale Bewegung, deren Aktivistinnen aus isolierten, an die persönliche Unterdrückung gebundenen Bezügen stammen. Dass die siebziger Jahre zugleich eine Zeit sind, in der zahlreiche literarische Utopien von Frauen entstehen, drückt die Sehnsucht nach markanten Zielvorstellungen ebenso wie die durch die Befreiungsbewegung erzeugte Kreativität der Aktivistinnen aus. Auch die utopische feministische Literatur ist ein Element im schweren Prozess der feministischen Selbstfindung, ja der frauenbezogenen *Selbsterfindung*.

Dass die Neue Frauenbewegung in den siebziger Jahren dennoch gesellschaftlich sehr präsent ist, muss als politische Leistung gewürdigt werden: Selbstfindung bzw. Selbsterfindung ziehen *nicht* die Aufmerksamkeit von der Welt ab, im Gegenteil. In den öffentlichen Körperpolitiken zeigt sich die Stärke, die die Aktivistinnen gerade aus ihren vielfältigen selbstbezüglichen Formen der Selbstverständigung gewinnen. Es ist eine positive Selbstbezüglichkeit, in der die politischen Fähigkeiten des Einspruchs, Widerspruchs und Widerstands gegen die herrschenden patriarchalen Verhältnisse entwickelt werden können. Es ist auch eine kollektive Selbstbezüglichkeit, da sie im Dialog und im gemeinsamen Leben mit anderen Frauen erprobt und erlernt wird. In den feministischen Lebenszusammenhängen der siebziger Jahre, in den politischen Gruppen und autonomen Projekten, in den Freundinnenschaften und lesbischen Liebesbeziehungen, in

Frauen-Wohngemeinschaften und -Studiengruppen, drücken Frauen ihren Respekt, ihre Anerkennung und Zuneigung füreinander aus und reservieren erstmals einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer positiven Emotionen nur für Frauen.

Beispielhaft für die bundesdeutschen Frauenzusammenhänge hält dies genau in der Mitte des Jahrzehnts Verena Stefan in ihrem Roman *Häutungen* fest, einem autobiographischen Text, der bereits 1978, nur drei Jahre nach seinem Erscheinen, in die 13. Auflage geht und 150 000 meist begeisterte Leserinnen gefunden hat (vgl. Stefan 1978). »der mensch meines lebens bin ich«, lautet der letzte Satz, den Stefan (1978, 124) ihre zu sich gekommene Heldin sprechen lässt. Liebe zu Frauen, Lust an der politischen Provokation und Leidenschaft für die Freiheit mischen sich in diesem Jahrzehnt zu einem ambivalenten politischen Selbstverständnis, das zugleich von euphorischen Aufbrüchen und rigiden Aus- und Abgrenzungen durchzogen ist. Vielleicht ließe sich im Rückblick vermerken, dass die Heftigkeit der positiven wie der negativen Emotionen der schlichten Ungeübtheit in all diesen neuen Emotionen geschuldet ist.

Die achtziger Jahre: das kurze ökologische Jahrzehnt

Schon Mitte/Ende der siebziger Jahre entsteht weltweit eine neue soziale Bewegung, in der sich auch Feministinnen überall stark engagieren: die Ökologiebewegung, die in den achtziger Jahren ihre Hochphase erlebt. Der Kampf gegen die zivile und militärische Nutzung der Atomenergie, die Befürchtungen angesichts der neuen Gen- und Reproduktionstechnologien, die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl und nicht zuletzt der Einzug der neu gegründeten Grünen Partei in den Deutschen Bundestag bestimmen auch die Anliegen und Thematisierungsformen der bundesdeutschen Neuen Frauenbewegung. Mit den ökologiepolitischen Fragen verquicken sich friedenspolitische: Raketenstationierung, Atomkriegsängste, Abrüstungsforderungen. Ökologie-, Frauen- und Friedensbewegung werden in der achtziger Jahren zu den ProtagonistInnen eines tief greifenden gesellschaftlichen Wandels. Die zuvor eher diffusen Zielvorstellungen präzisieren sich nun im Bild einer friedlichen, antimilitaristischen, ressourcenschonenden, naturfreundlichen Gesellschaft, in der sich Men-

schen und Mensch und Natur gleichsam demokratisch begegnen. Neben die Kritik der patriarchalen Herrschaft zwischen Menschen tritt gleichgewichtig die Kritik der patriarchalen Naturbeherrschung.

Feministinnen entwickeln eine spezifische Denkweise zu diesem Themenfeld. In Theorie wie politischer Praxis reklamieren sie eine positive Beziehung zwischen Frauen und Natur. Aufgrund der weiblichen biologischen Fähigkeit des Gebärens und der sozial weiblichen Fähigkeiten liebender Fürsorge, so die typische ökofeministische Argumentation, sind Frauen in besonderer Weise zu einer naturfreundlichen Politik befähigt; Männer dagegen führen einen endlosen Krieg gegen Frauen und Natur, um deren produktive Stärken zu bändigen und sich verfügbar zu machen.

Die US-amerikanische spiritualistische Theoretikerin Mary Daly vertritt diese polarisierende Position in scharfer Form; Daly kann als exemplarische Vertreterin der ökofeministischen Differenztheorie gelesen werden. Als *Gyn/Ecology. The Metaethics of Radical Feminism* 1981 in deutscher Übersetzung (vgl. Daly 1985) erscheint, wird das Buch, ebenso wie *Häutungen*, zu einem publizistischen Erfolg für den Münchener Frauenverlag »Frauenoffensive«.

»Dies ist ein extremistisches Buch, geschrieben in einer extremen Situation, geschrieben am Rande einer Kultur, die dabei ist, sich selbst und alles Leben zu töten. Der Baum des Lebens wurde ersetzt durch das nekrophile Symbol eines toten Körpers, der an totem Holz hängt. Der Gottvater verlangt unersättlich immer mehr Opfer, und die eigentlichen Opfer der sadospirituellen Religion sind weiblich«,

schreibt Daly (1985, 38) und fordert Frauen leidenschaftlich dazu auf, sich allen patriarchalen Zumutungen und Lebenswegen zu verweigern und sich ihrer ursprünglichen weiblichen »gyn/ökologischen« Macht zu erinnern.

Es wäre eine starke Verzerrung der politischen Situation der achtziger Jahre, wollte man/frau behaupten, dass Dalys Position die Frauenbewegung insgesamt repräsentierte. Dass Daly jedoch dem Lebensgefühl eines ganzen Jahrzehnts feministischen Engagements, dem dominanten Gefühl der Bedrohung durch unbeherrschbare patriarchale Technologien, radikalen Ausdruck verleiht, ist sicher nicht falsch zu behaupten; Dalys Theorie hat eine

entsprechende Anhängerinnenschaft. Aber auch die Bonner Masendemonstrationen gegen die Raketenstationierung oder die Kämpfe um das geplante Endlager im niedersächsischen Gorleben finden unter breiter feministischer Beteiligung statt. Die Debatten um die patriarchale Naturzerstörung flammen nach Tschernobyl, das wie ein Symbol für das »neurophile« (d. h. pervers leichenschänderische, Tod-liebende) patriarchale Naturverhältnis steht, noch einmal heftig auf, um dann schließlich bis heute keine bedeutende Rolle mehr zu spielen. Mit den weltpolitischen Umbrüchen des Jahres 1989, drei Jahre nach Tschernobyl, gerät das Ökologiethema in feministischer Theorie und Praxis in den Hintergrund, um nicht zu sagen in Vergessenheit.

Die Problematik einer Weltinterpretation, die Frauen und Natur auf die eine Seite und die herrschenden Patriarchen auf die andere Seite der gegnerischen Linien stellt, ist allerdings auch allzu offensichtlich. Eine solche Interpretation spiegelt die klassische patriarchale Zuschreibung an weibliche Naturhaftigkeit und das philosophische Bild der nichtmenschlichen Natur als weiblich wider. Die positive feministische Selbstinterpretation eines »naturwüchsigen« Bündnisses zwischen Frauen und Natur reproduziert eine alte Herrschaftszuschreibung. Wohlmeinend könnte eine solche Thematisierungsweise als positive Umdeutung des herrschaftlichen Blicks gedeutet werden, eine Umdeutung, die der argumentativen Struktur des antirassistischen »Black is beautiful« entspricht: Frauen wenden ihre scheinbare Naturverhaftetheit als politische Strategie gegen die gefährlichen Technologien patriarchaler Naturzerstörung.

Angesichts der heute aktuellen Debatten um Stammzellenforschung und das Klonen von Menschen ist an dieser Stelle ausdrücklich zu erwähnen, dass die achtziger Jahre auch dasjenige Jahrzehnt sind, in dem die Frauenbewegung wissenschaftliche und politische Kritiken an den Gen- und Reproduktionstechnologien entwickelt. In einer Weiterentwicklung der Körperpolitik der siebziger Jahre richten sich die ökologienpolitischen Überlegungen nun auf die neuen technologischen Fortschritte der patriarchalen Forschung: künstliche Befruchtung, Embryotransfer, Leihmutterchaft, pränatale Diagnostik etc. und die damit verbundenen wissenschaftlichen Ideologien zum weiblichen Kinderwunsch und zur Familienplanung. Der feministische Klassiker zu diesem brisanten Thema erscheint in der Mitte des Jahr-

zehnts fast zeitgleich in New York und Berlin: Gena Coreas *The Mother Machine* bzw. *Muttermaschine* (Corea 1986).

Corea (1986, 7) analysiert die neuen Technologien als »dramatische biologische Revolution«, die sich gegen die biologische Autonomie von Frauen richtet. Es geht um die patriarchale Kontrolle der weiblichen Gebärfähigkeit, ein wissenschaftliches Projekt, das Gena Corea (1986, 274) als »Krieg gegen den Mutterleib« beschreibt. Die neuen Reproduktionstechnologien enteignen Frauen von der einzigen ausschließlich weiblichen Fähigkeit: »Sie transformieren die Erfahrung der Mutterschaft und geben sie unter die Kontrolle von Männern« (Corea 1986, 264). Damit eignen sich, so die feministische Kritik jener Jahre, die patriarchalen Technokraten das tatsächlich letzte »Feld« an, das bislang noch nicht ausreichend ihrer Herrschaft unterworfen ist. Corea arbeitet die Geschichte der relevanten Ereignisse, die Methoden und die Selbstdarstellungen der zentralen Akteure gründlich auf. So pointiert ihre Analyse ist: Sie basiert auf fundiertem Faktenwissen.

Geradezu gespenstisch in ihrer prognostischen Sicht lesen sich heute die Textstellen bei Corea, die sich mit dem Klonen befassen (vgl. Corea 1986, 237ff.). Obgleich die Forschung vor 15 Jahren erst in den Anfängen steckte, vermutet Corea (1986, 239), dass das Klonen dem »Drang des Patriarchen, sich selbst zu gebären« entspricht. Der Gynäkologe und der Mann, der das Bedürfnis nach der Reproduktion seiner selbst verspürt, bringen gemeinsam ein männliches Kind zur Welt – die Gebärmutter ist nur der vorläufig noch notwendige Ort des Austragens, doch auch an ihrer Ersetzung wird schon gearbeitet (vgl. Corea 1986, 227ff.). Der damalige Stand der Forschung erlaubte erst das Klonen von Mäusen, und selbst dieses Experiment galt noch nicht als gesichert (vgl. Corea 1986, 244). Jetzt aber soll es die ersten Versuche mit männlichen Klons geben, durchgeführt von dem italienischen Gynäkologen Severino Antinori. Obgleich die öffentliche Aufmerksamkeit, ja Empörung, weltweit hoch ist, zweifelt niemand ernsthaft daran, dass die verbotenen Versuche letztlich durchgeführt werden.

Wer heute Gena Coreas Analyse liest, muss die intellektuelle Klarheit und Hellsichtigkeit eines Textes bewundern, der 1985 erschienen und heute gültiger denn je ist. Paula Bradish (1986), die im Nachwort zur deutschen Ausgabe den politischen Debatten-

stand berichtet, verweist darauf, dass ethische Grenzziehungen im Bereich der Gen- und Reproduktionstechnologien sehr viel eher mit dem Stand des Machbaren als mit moralischen Überzeugungen zu tun haben (vgl. Bradish 1986, 290f.). Genau das können Feministinnen seit Mitte der achtziger Jahre verfolgen. Noch sind die ethischen Barrieren gegen das Klonen ganzer Menschen eindeutig. Doch die ethischen Bedenken gegen die so genannte verbrauchende Embryonenforschung beispielsweise sind, trotz Verbots, bereits nahezu gefallen. Und ethische Bedenken gegen die Züchtung einzelner menschlicher Körperteile scheinen angesichts der medizinischen Versprechen zur Heilung von Krankheiten kaum noch öffentlich vertretbar zu sein. Die herrschaftliche Verwaltung des Lebens hat längst begonnen: Biopolitik im Sinne der Analyse Michel Foucaults (1991). Körper, Leben, Bevölkerung, individuelle und kollektive Reproduktion unterstehen einer macht-vollen Verwaltung, der sich die Individuen kaum entziehen können; Foucault nennt dies »Bio-Macht«. Feministinnen sprechen dagegen eher von Körperpolitik oder, seit Kate Millett, von Sexualpolitik und analysieren v. a. die Formen der Verfügungsmacht über den weiblichen Körper. Doch der Begriff der Biopolitik setzt sich aufgrund seiner analytischen Brauchbarkeit auch in feministischen Arbeiten zusehends durch.

Das kurze ökologische Jahrzehnt, das bereits 1989 abrupt endet, lässt mit seinen neuen Differenz-bezogenen Denkformen altbekannte Themen wieder aufleben: So wie die alten Feministinnen von der »Ausschmückung« des Staates durch die Frauen träumen, so erhoffen sich Ökofeministinnen die Rettung der Erde durch die Frauenbewegung. Doch die achtziger Jahre sind zugleich von einer Ausdifferenzierung feministischer Strömungen geprägt. Ökofeministische Arbeiten sind eben auch solche wie die Gena Coreas. Schließlich kann neben den ökologie- und friedenspolitischen Differenztheorien und einer beginnenden anspruchsvollen feministischen Forschung auch ein Erstarken des liberalen gleichstellungspolitischen Feminismus beobachtet werden.

Eher einer Position wie der Betty Friedans denn einer Position wie der Kate Milletts verpflichtet, ist die »Ausbreitung« des Gleichheits-bezogenen Liberalfeminismus gegenüber dem Radikalfeminismus und dem radikalen Ökofeminismus vielleicht gerade auf solche Positionen wie die Dalys zurückzuführen: Frau

will sich davon abgrenzen. Institutionelle Strategien für eine gleichberechtigte Teilhabe von Frauen in allen gesellschaftlichen Bereichen beginnen gegenüber autonomen, basisdemokratischen, nur von Frauen getragenen Formen politischer Organisation erkennbar zuzunehmen. Erste kommunale Gleichstellungsstellen werden in diesem Jahrzehnt eingerichtet; die Bundesrepublik erhält Mitte des Jahrzehnts mit Rita Süßmuth die erste Bundesfrauenministerin; die Grünen führen 1986, die SozialdemokratInnen 1988 die Quote offiziell in ihre Parteipolitik ein. Die Institutionalisierung feministischer Anliegen kommt erkennbar in Gang.

1989 – deutsch-deutsche Frauenbewegung

Da fällt aufgrund des Engagements der ostdeutschen BürgerInnenbewegung und dennoch vollkommen unvorhersehbar die Mauer und mit ihr das gesamte polare weltpolitische Gefüge der Nachkriegszeit. Viele westdeutsche Feministinnen teilen in den Monaten ab November 1989 die allgemeine deutsch-deutsche Begeisterung und nehmen sofort politische und wissenschaftliche Kontakte zu ihren engagierten »Schwestern« in der DDR auf. Sämtliche Themen des vergangenen Jahrzehnts geraten angesichts der historischen Ereignisse in den Hintergrund.

Allgemeinpolitisch wie frauenpolitisch verläuft die Entwicklung nach dem Mauerfall bekanntermaßen rasant. Die schon bestehenden Frauengruppen, die sich meist in kirchlichen Zusammenhängen hatten treffen müssen, können sich nun öffentlich engagieren, und zahlreiche Gruppen werden neu gegründet (vgl. Schwarz 1990 und insgesamt Kahlau 1990). Bereits am 3. Dezember 1989, also noch nicht einmal einen Monat nach der Maueröffnung, versammeln sich über 1000 Frauen in der Berliner Volksbühne, nehmen das von der Kulturwissenschaftlerin Ina Merkel geschriebene Manifest »Ohne Frauen ist kein Staat zu machen« an und rufen den Unabhängigen Frauenverband (UFV) ins Leben, der zwei Monate später formell gegründet wird (vgl. Merkel 1989, Schwarz 1990, »Unabhängiger Frauenverband« und Argument-Frauenredaktion 1990). Das Ereignis ist in seiner Bedeutung dem Tomatenwurf vergleichbar: Es ist der Gründungsakt der ostdeutschen Frauenbewegung. Der »Unabhängige Frauenverband«

wird über Jahre der Kristallisationspunkt ostdeutscher Frauenpolitik sein: als Netzwerk lokaler Initiativen und bundespolitisches Sprachrohr.

Merkel (1989, 11) nennt ihr Papier im Untertitel »Manifest für eine autonome Frauenbewegung« und führt aus:

»Diese Gesellschaft befindet sich in einer tiefen Krise. Nach wie vor verlassen die BürgerInnen ihr Land zu Tausenden. Die führende Partei ist moralisch bankrott. Die Auflösung des Sozialismus als Gesellschaftssystem scheint unmittelbar bevorzustehen. Auf der anderen Seite leckt man sich schon die Lippen. Können wir uns in einer solch komplizierten Situation überhaupt eine Frauenfrage leisten? Wir müssen dieser scheinbar zwanghaft ablaufenden Entwicklung ein alternatives Gesellschaftsmodell entgegensetzen« (ebd.). »Wir müssen darauf bestehen, daß Frauenfragen keine gesellschaftlichen Randprobleme sind, sondern existenzielle Grundfragen« (ebd.).

Als politischen »Minimalkonsens« schlägt Merkel (ebd.) »einen modernen Sozialismus« in einem gemeinsamen Europa, eine »ökologische Reorganisation der Wirtschaft«, Demokratie, Solidarität und Selbstverwaltung sowie »eine multikulturelle Gesellschaft« vor. Die Zustimmung der Anwesenden ist groß.

Ich zitiere dieses berühmte feministische Dokument so ausführlich, um das politische Zeitgefühl jener Monate ins Gedächtnis zu rufen: Alles schien in den zivilgesellschaftlichen Zusammenhängen der sich auflösenden DDR politisch denkbar, auch ein frauenpolitisch gerechter, multikultureller, demokratischer Sozialismus. Ostdeutsche Feministinnen beteiligen sich in den folgenden Monaten an der Verfassungsdiskussion des »Zentralen Runden Tisches der DDR«, stellen mit Tatjana Böhm eine Ministerin in der Regierung Modrow, entwerfen die Sozialcharta (eine Verhandlungsgrundlage für die BRD) und vernetzen über den UVF ihre gleichstellungspolitischen Aktivitäten. Der UVF kandidiert im März 1990 auf einer gemeinsamen Liste mit den Grünen für die letzte Volkskammerwahl, wird aber durch das schlechte Wahlergebnis (nur 1,96 %) und die ungünstige Listenplatzierung von den Grünen faktisch um die verabredeten Plätze betrogen (vgl. dazu Schwarz 1990, 23; vgl. auch Helwerth/Schwarz 1995, 243).

Die innerhalb kürzester Zeit entstehende und sich sofort auf höchster politischer Ebene einmischende ostdeutsche Frauenbewegung provoziert große Hoffnungen bei den Feministinnen in

Westdeutschland: Hoffnungen auf einen gemeinsamen, starken *Neu-Aufbruch*, Hoffnungen auf eine Erneuerung der im Laufe von vielen Jahren erlahmten politischen Leidenschaft. Doch die realen Begegnungen zwischen Ost- und Westfeministinnen verlaufen selten zu beiderseitiger Zufriedenheit; Streite sind häufiger als Einvernehmen, deutsch-deutsche Frauensolidarität scheint schwieriger zu sein als erwartet, die gemeinsame Sprache hilft wenig auf der Suche nach politischen Gemeinsamkeiten. Während ostdeutsche Frauen die typische »Wessi«-Haltung zu erkennen glauben, sehen westdeutsche Frauen erst einmal die deutliche Distanz der Ost-Frauen gegenüber den so mühsam errungenen Erfolgen. Während westdeutsche Feministinnen lange auf eine gewisse Ferne zu (»männlichen«) Institutionen setzten (Stichwort Autonomie), engagieren sich ostdeutsche Feministinnen von Anfang an ganz selbstverständlich in den konventionellen Politikfor(m)en – auch das sorgt für Verständigungsschwierigkeiten.

Zudem werden in den kommenden Jahren Ost- wie West-Feministinnen nicht müde werden, auf die besonderen Verluste der ostdeutschen Frauen als »Verliererinnen der Einheit« zu verweisen: Verlust der Erwerbsarbeit, Verlust der umfassenden öffentlichen Kinderbetreuung, Verlust des freizügigen Abtreibungsrechts. Dass diese an sich richtigen Argumente keine Gleichheit zwischen ost- und westdeutschen Frauen erzeugen können, ist offensichtlich: Ostdeutsche Frauen werden kollektiv zu den armen Schwestern erklärt. 1998 schließlich löst sich sogar der UFV e. V., Rechtsnachfolger des UFV der DDR, auf (vgl. Hampele Ulrich 2000, 285). »Geblieden sind Teile der informellen Netzwerke und die Erfahrung eines Experiments«, resümiert Anne Hampele Ulrich (2000, 289) ihre Studie über den UFV, auf den so viele Feministinnen in Ostdeutschland und nicht wenige in Westdeutschland politische Hoffnungen gesetzt hatten. Auch die anfangs so anziehende politische Leidenschaft der ostdeutschen Feministinnen hat sich offensichtlich verbraucht.

Die westdeutsche Journalistin Ulrike Helwerth und ihre ostdeutsche Kollegin Gislinde Schwarz stellen 1995 in einer gemeinsamen Untersuchung, *Von Muttis und Emanzen. Feministinnen in Ost- und Westdeutschland*, noch immer beträchtliche Differenzen innerhalb des deutsch-deutschen Feminismus fest (vgl. Helwerth/Schwarz 1995). Auch hier ist noch nicht zusammengewachsen,

was zusammengehört. »Die idealisierte Schwesternschaft erwies sich nach vierzig Jahren getrennter Geschichte als doppelt falsch«, so Helwerth/Schwarz (1995, 10). Ihre spannende Gemeinschaftsarbeit, die auf 30 Interviews basiert, fassen Helwerth/Schwarz (1995, 197) so zusammen:

»Ostdeutsche Feministinnen hatten einen sehr großen Anspruch, eine gesamtgesellschaftliche Utopie. Darin fühlen sie sich den westdeutschen – politisch oder menschlich – überlegen. Dabei hatten letztere einst auch eine große Utopie; nur hat sie sich früher, schleichender, unter anderen Umständen zersetzt.«

An anderer Stelle ergänzen Helwerth/Schwarz (1995, 202): »Und je weiter diese Politik [der Teilhabe] voranschritt, um so mehr ging die radikale Kritik am Bestehenden zurück: Schritt für Schritt von der Befreiung zur Beteiligung. Diese Politik ist nun in die Sackgasse geraten.« Doch mit dieser selbstkritischen Aussage befindet man/frau sich schon mitten in den neunziger Jahren...

Die neunziger Jahre: Gleichstellungspolitiken, Antirassismus und Internationalismus

Das letzte Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ist durch eine Reihe widersprüchlicher frauenpolitischer Tendenzen gekennzeichnet, auffällig schwankend zwischen Einpassung und Widerstandshandeln. Die Heterogenität der feministischen Lage ist angesichts der gesellschaftlichen Vorgaben verständlich: Der Zusammenbruch des Realsozialismus rückt die Nord-Süd-Konflikte wieder stärker ins Blickfeld; im Laufe des Jahrzehnts verschärft sich das Reichtumsgefälle zwischen Ost und West; globale Perspektiven werden prominent. Innerdeutsch nimmt der Rassismus und Rechtsradikalismus erschreckend zu.

Trotz der eklatanten Brüche in den Debatten, die die Ereignisse um 1989 erzeugen, beginnen die neunziger Jahre für die Frauenbewegung auch intern nicht voraussetzungslos. Bereits aus den achtziger Jahren stammt der Aufschwung gleichstellungspolitischer Institutionalisierungen, der durch die ostdeutsche Praxis gestärkt und dessen Höhepunkt in den neunziger Jahren erreicht wird. In der zu diesem Zeitpunkt bereits stark professionalisierten, akademisch integrierten und von der politischen Praxis abge-

spaltenen feministischen Theorie erstarken postmoderne Denkformen, die die ältere Kritik am sozialen Geschlecht (»gender«) durch eine radikale Kritik an der Konstruktion des biologischen Geschlechts (»sex«) ergänzen oder gar ablösen. Die feministische Theorie ist weitgehend entpolitisiert, zugleich aber zunehmend hoch professionell in Professuren, Forschungszentren, Studiengängen, eigenen Buchreihen renommierter Verlage, Fachzeitschriften, Hunderten von Tagungen und Kongressen und in fachorientierten wissenschaftlichen Vereinigungen organisiert und repräsentiert.

Die von der postmodernen Orientierung fast unberührte politische Gleichheits-Praxis bewegt sich v. a. auf dem internationalen Parkett sehr erfolgreich: In einer Reihe großer Konferenzen der Vereinten Nationen ab 1992 werden Frauenrechte und frauenpolitische Normen und Vorstellungen jenseits des nationalstaatlichen Rahmens diskutiert, anerkannt, dokumentiert und teilweise sogar verankert (vgl. Klingebiel/Randeria 1998, Ruppert 1998a, Holland-Cunz/Ruppert 2000; vgl. auch Messner/Nuscheler 1996). Gewalt gegen Frauen beispielsweise wird auf dem Menschenrechtsgipfel 1993 in Wien als Menschenrechtsverletzung anerkannt, die reproduktiven Rechte von Frauen werden im Aktionsprogramm der Weltbevölkerungskonferenz 1994 in Kairo ausdrücklich festgehalten.

Der Internationalismus der Frauenpolitik der neunziger Jahre mag auf den ersten Blick überraschen, doch angesichts des Mauerfalls und der aufkommenden Debatten um die Globalisierung wäre es im Gegenteil erstaunlich, wenn diese weltpolitischen Öffnungen nicht auch die Frauenbewegung erreicht hätten. Während des UN-Konferenzmarathons der neunziger Jahre wird, unter wachsender Beteiligung von feministischen Aktivistinnen, der systematische Zusammenhang zwischen lokalen, nationalen und internationalen Frauenpolitiken immer deutlicher. Was auf der einen Ebene erreicht oder nicht erreicht werden kann, hat Konsequenzen für die anderen politischen Ebenen. Mit den Erfolgen auf dem internationalen Parkett können Feministinnen ihre lokalen und nationalen Forderungen und Anliegen seitdem wesentlich besser formulieren und einklagen. In diesem Sinne kann der Internationalismus der neunziger Jahre auch als Potenzial für lokale und nationale Politiken betrachtet werden.

In den Ländern des Nordens, im Unterschied zu denen des Sü-

dens, zeigt sich die jeweilige feministische Bewegung auf nationaler und/oder lokaler Ebene dennoch ziemlich schwach. Nur der Frauenstreiktag am 8. März 1994 bringt als nationaler Aktionstag kurzfristig zahlreiche Aktivitäten hervor: Die Frauenbewegung ist auf den Straßen und Plätzen der Republik so sichtbar wie lange nicht mehr. Die politischen Erfolge bei der Integration von Frauen in alle gesellschaftlichen Bereiche bewegen sich dagegen, trotz institutioneller Anstrengungen, v. a. bei den Spitzenpositionen in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft in der kläglichen Größenordnung weniger Prozentpunkte. Der Deutsche Bundestag kann hier mit einer Steigerung von zehn Prozentpunkten in »nur« zehn Jahren sogar als Ort eines großen frauenpolitischen Erfolgs gefeiert werden; ein Anstieg von 20,5% Frauenanteil 1990 auf 30,9% Frauenanteil im Jahr 2000 kann da fast schon als radikaler Wandel interpretiert werden (vgl. Hoecker 1995, 135; Hoecker 2000, 31). Dass die unzähligen Stunden politischen Engagements von so vielen Feministinnen nur solch eher bescheidene Veränderungen erzwungen haben, ist ein wichtiger Grund für das deutlich geschwächte Engagement.

Die altbekannte politische Leidenschaft, die sowohl die alten KlassikerInnen einschließlich Simone de Beauvoir als auch die neuen feministischen Theoretikerinnen der ersten Stunde auszeichnet, findet sich nur noch selten in frauenpolitischen Zusammenhängen. Eine Ausnahme stellen die Theoretikerinnen des Schwarzen Feminismus dar, die mit ungebrochener Vehemenz Herrschaftsverhältnisse systematisch thematisieren und kritisieren und dabei auch nicht vor einschlägiger Kritik feministischer Kontexte zurückschrecken. Die Dichterin und Theoretikerin Audre Lorde ist eine der Ersten, die dem weißen Mittelschicht-Feminismus einen kritischen Spiegel vorhält (vgl. exemplarisch Lorde 1994, 1996; Schultz 1983). Eine ebenso wichtige Theoretikerin des Schwarzen Feminismus ist bell hooks (vgl. exemplarisch hooks 1994a, 1994b, 1996). Zu Beginn von *Sehnsucht und Widerstand* spricht hooks (1996, 9) davon, dass viele der in ihrem Buch versammelten Essays »aus der Hitze leidenschaftlicher Gespräche geboren« sind. hooks selbst thematisiert die politische Leidenschaft, und nie fehlt sie in hooks' Arbeiten, die sich damit wohltuend von den mittlerweile üblichen Texten unterscheiden.

bell hooks' politische Leidenschaft für das demokratische Versprechen der Gleichheit verbindet sich mit der für die ersten Jahre

des neuen Feminismus typischen Freiheitsemphase und ist, entgegen dem aktuellen Trend, scharf herrschaftskritisch. In »Feminismus – eine transformative Politik« (vgl. hooks 1994a) mahnt hooks nachdrücklich, *alle* Herrschaftsverhältnisse in die feministische Analyse einzubeziehen, statt sich bequemerweise nur mit der männlichen Herrschaft zu befassen. hooks (1994a, 328) plädiert dafür, »revolutionär zu handeln« und die feministische Bewegung als zentralen »Bestandteil« aller anderen Befreiungskämpfe zu etablieren. Dass hooks ihre Perspektive eines »transformativen« Feminismus, der auf radikale gesellschaftliche Veränderungen zielt, gar mit den Begriffen Liebe und Revolution umschreibt (vgl. hooks 1994a, 333–337), muss für den zeitgenössischen weißen akademischen Feminismus eine Provokation darstellen. Dessen Bestreben geht seit spätestens einem Jahrzehnt häufig genug dahin, sich den strukturellen Bedingungen, herrschenden Begriffen und gebotenen Ritualen des wissenschaftlichen Mainstream geräuschlos anzupassen.

Der Schwarze Feminismus ist noch in anderer Weise ein theoriepolitischer Ort, an dem die ursprünglichen Impulse des neuen Feminismus bewahrt und immer wieder erneuert werden. Neben der Leidenschaft für die Freiheit zeichnet die Schwarzen Theoretikerinnen ein Gleichheitsverständnis aus, das stark durch die Thematisierung von Differenzen geprägt ist. Differenzen, nicht *die eine* klassische Geschlechterdifferenz, bilden den kritischen und perspektivischen Kern Schwarzer feministischer politischer Theorie. Ausgehend von der Kritik am weißen Feminismus als einer Theorie und Praxis, die ausschließlich das Geschlechterverhältnis thematisiert, unterbreiten Schwarze Theoretikerinnen eine genaue Analyse herrschaftlicher Konstruktionen von »gender, race, and class«. Kritik richtet sich nicht nur auf den Sexismus des Patriarchats (»gender«), sondern ebenso auf Rassismus (»race«) und Klassenherrschaft (»class«). Die Theorie-Dominanz des Geschlechterverhältnisses als erste/einzige/zentrale Herrschaftsrelation wird selbst als Teil von Herrschaft analysiert – weiße Mittelschicht-Feministinnen stützen durch ihr Schweigen in der Theorie und ihre bevormundende politische Praxis sowohl Rassismus als auch Klassenherrschaft. Nur eine Gesellschaftsanalyse, die die »miteinander verflochtenen« Formen der Unterdrückung erkennt, kann die »Komplexität weiblicher Erfahrung« angemessen beschreiben (hooks 1994a, 326, 327).

Die Schwarze Kritik an der Frauenbewegung und die Forderungen nach Analysen der miteinander verstrickten/verquickten sexistischen, rassistischen und klassenspezifischen Herrschaftsverhältnisse lösen im Feminismus der neunziger Jahre viele, persönlich oft schmerzhaft Debatten aus. Mittlerweile frauenpolitische Selbstverständlichkeiten werden erstmals wieder öffentlich in Frage gestellt, etwa die dominanten Sprecherinnen-Positionen für Frauenpolitikerinnen und Frauenforscherinnen aus institutionellen Kontexten oder die dominanten gleichstellungspolitischen Themen in feministischen Auseinandersetzungen. Viele Arbeits- und Debattenformen zwischen Frauen, die seit den Selbstverständigungs-intensiven siebziger Jahren nicht mehr bewusst überdacht worden waren, geraten nun in das Blickfeld engagierter antirassistischer Aktivistinnen aller Hautfarben. Zu lange schon, das wird augenfällig, hat sich die Frauenbewegung nicht mehr mit den eigenen politischen Formen befasst und sich v. a. von der Hoffnung auf Fortschritt in den/durch die Institutionen leiten lassen. Die demokratischen Umgangsformen zwischen Feministinnen, das erkennen jetzt viele, haben sich entdemokratisiert.

Der antirassistische Impuls der neunziger Jahre ist für die Frauenbewegung (nicht nur) in Deutschland in mehrfacher Hinsicht ausgesprochen produktiv. Eine neue Kultur der Auseinandersetzung mit sich selbst und mit anderen Perspektiven als den je eigenen wird, wenn auch auf schwierigen Wegen, in diesem Jahrzehnt entwickelt. Selbstverständigung wird wieder selbstverständlicher. Auch für die gesellschaftlichen Themen – »Ausländerfeindlichkeit«, Rechtsradikalismus, Ost-West- und Nord-Süd-Verhältnis, ökonomische und kulturelle Globalisierung – ist die selbstkritische Reflexion der eigenen »Weißheit« (van den Broek 1988) eine wesentliche Voraussetzung für die Möglichkeiten solidarischen Sprechens und Handelns. Die Erfolge in der Internationalisierung der Frauenpolitik auf UN-Ebene und die Entstehung zahlreicher lokaler antirassistischer feministischer Initiativen können nur vor dem Hintergrund der Rassismus-Kritik der Schwarzen Theorie angemessen erklärt werden. Diese neue Orientierung im Feminismus zieht zudem jüngere Frauen an; sie sind es v. a., die den Antirassismus als feministisches Thema etablieren.

Die Neue Frauenbewegung pluralisiert sich während der neunziger Jahre: Das Spektrum reicht nun von basisdemokrati-

schen antirassistischen Gruppen bis zu den professionalisierten Feldern der Gleichstellungspolitik. Letztere allerdings steht bis heute eher abseits, wenn es um die konkrete Vermittlung antirassistischer und antirassistischer Frauenpolitiken geht. Die radikalen Theoretikerinnen des Schwarzen Feminismus passen nicht so recht in das Bild konformistischer feministischer Wohlanständigkeit in institutioneller Theorie und Praxis – ganz ähnlich wie die Radikalen des alten Feminismus nicht in das mütterliche Bild des gemäßigten Andienens an die Herrschenden passen. Vergewärtigen wir uns Emma Goldmans bissige Polemik gegen die frauenrechtlerische Ehrbarkeit bzw. Spießbürgerlichkeit, so zeichnen sich auch Konturen des aktuellen Feminismus darin ab. Obgleich das von den Frauenbewegungen des Südens entwickelte Konzept des »empowerment«, d. h. die politische Ermächtigung und Selbstermächtigung von Frauen, auch in den nordwestlichen Kulturen von Frauen aufgegriffen wird, passen sich nicht wenige Feministinnen zunehmend den mächtigen Strukturen patriarchaler Herrschaft an.

Leidenschaft und Herrschaftskritik werden in der nordwestlichen Frauenbewegung zunehmend rare politische Tugenden... ohne dass sich die Lage von Frauen weltweit bereits so weit verbessert hätte, dass sie der männlichen Hälfte der Menschheit auch nur annähernd vergleichbar wäre. Die einschlägigen Daten sind außerordentlich bedrückend: Der Frauenanteil der Armen beträgt über 70%, und die absoluten Zahlen steigen; Frauen verdienen nur etwa zehn Prozent des Welteinkommens und besitzen weniger als zehn Prozent des Welteigentums; bei bezahlter Arbeit erhalten sie im Weltdurchschnitt 20% weniger Lohn als Männer; die Frauenquote in den Parlamenten liegt derzeit bei einem Welt-durchschnitt von 14%; die Gewalt gegen Frauen nimmt zu; zwei Drittel aller AnalphabetInnen sind Frauen (vgl. Ruppert 1998b, 10; Ruppert 2001, 72, 73, 76, 78, 79). »Gewissen Verbesserungen stehen mittlerweile wieder Rückschritte und Verschlechterungen gegenüber«, resümiert Uta Ruppert (2001, 79) die aktuelle globale Situation für Frauen.

Die Diskrepanz zwischen der Lage der Frauen weltweit und dem »Stand« der politischen Leidenschaft im Feminismus könnte kaum größer sein. Ohne die *Tiefenstrukturen* der Unterdrückung tatsächlich verändert zu haben, haben Feministinnen in den vier Jahrzehnten seit 1963 viel von ihrem ursprünglichen Mut und

Kampfgeist verloren. Politische Strategien zielen heute vielerorts ausschließlich auf Integration in die bestehenden Herrschaftsstrukturen, zielen auf Teilhabe statt auf radikalen Einspruch. Keine, auch ich nicht, wünscht sich die pathetischen, heldinnenhaften Beschwörungen der sechziger Jahre zurück. Und dass die Verstetigung bewegungspolitischen Engagements Institutionalisierungen und Professionalisierungen hervorgebracht hat, ist wissenschaftlich unbestritten. Doch die politische Leidenschaft der Aufbruchzeit wäre für die aktuellen Herausforderungen an feministische Politik ausgesprochen nützlich. Wie die globalen Probleme, die Frauen heute besonders treffen, mit einem geschwächten, müden Engagement zu bewältigen sein sollen, ist kaum vorstellbar.

Der aktuelle Blick von außen: Antifeminismus

Erschwerend kommt hinzu, dass, zumindest hierzulande, feministische Vorstellungen schlicht »out«, antifeministische Positionen dagegen bei Männern *und Frauen* willkommen sind. Die gängigen Argumente der von Susan Faludi analysierten antifeministischen WortführerInnen können fast täglich nachgelesen werden, so beispielsweise auch Anfang 2001 in einem Artikel der *Frankfurter Rundschau*, in dem sich eine Frau über den anachronistischen Feminismus beschwert. Die Autorin Ursula März nimmt einen ambivalenten frauenpolitischen Erfolg – die ersten Soldatinnen rücken in die Kasernen ein – zum Anlass eines polemischen Angriffs auf die Frauenbewegung, insbesondere verkörpert durch Alice Schwarzer. Unter der Überschrift »War's das? [...] Das erschöpfte Paradigma der Gleichberechtigung« stellt März fest, dass spätestens in »ein, zwei oder drei Generationen – was im Maßstab der Zeitgeschichte wirklich nicht viel ist« (März 2001, 17), die Gleichberechtigung verwirklicht sein wird. Aufregung über die verbliebenen Reste sexistischer Diskriminierung, die im Laufe der nächsten 100 Jahre ohnehin verschwinden werden, ist für März deshalb unangebracht.

Mag das schnelle und bereitwillige Ignorieren der Chancen von drei Frauengenerationen schon ein wenig erschüttern, so ist der eigentliche Kernpunkt der Argumente damit noch gar nicht angesprochen. Der folgt sodann:

»Die Abwicklung der Revolution läuft wie geschmiert, doch seltsamerweise entlässt sie das weibliche Geschlecht erstens im Zustand einer Gestresstheit, die nicht weniger sondern mehr wird, und zweitens im Zustand der Grübeleien darüber, ob dies überhaupt die richtige Revolution war. Statt Triumph breitet sich eine latente Katerstimmung aus« (ebd.).

Nachdem März in typischer Backlash-Manier festgestellt hat, dass der Feminismus siegreich ist, damit aber nicht Hochgefühle, sondern Stress, »Grübeleien« und »Katerstimmung« produziert, betätigt sie sich als Ursachenforscherin. Auch hier argumentiert sie im von Faludi analysierten Denkschema: »An vielen Frauen, die heute so leben, wie das Leben es für Männer vorsieht, nagen die Zweifel der Geschlechtsidentität« (ebd.). Das »Nagen« setzt März in den klassischen Kontext dramatisch hoher Kinderlosigkeit und hält fest, dass Mutterschaft »eines von vielen Kapiteln aus dem großen Roman des Frauseins« (ebd.) darstellt.

März endet mit den Feststellungen, dass Gleichheit für Frauen »nicht ihre große Chance darstellt«, das »hat sich erwiesen« (ebd.), und dass das neue Buch der unbelehrbaren »Kölner Polemikerin« Schwarzer deshalb »sagenhaft anachronistisch« ist, »sagenhaft paranoid«, »intellektuell unseriös bis zur Verwahrlosung«, »indiskutabel und unerheblich«, ein »hysterisches, irrationales Gebilde«, eine »entgleisende Horrorifizierung« des männlichen Geschlechts und eine »schrille Weigerung«, die eigene Überhoheit anzuerkennen (ebd.). Die »schwierige Geschichte der Gleichheitsversuche« geht zu Ende, denn sie hat »zu viele neue Zwänge kreiert« (ebd.). Schwarzers Buch gilt März als Symbol der Torchlusspanik gegen diesen Ausgang der Geschichte.

Die Polemik von Ursula März ist kaum zu überbieten, hasserfüllt wendet sie sich gegen Alice Schwarzer und ruht nicht eher, bis sie und der ganze mit ihr identifizierte Feminismus als gescheitertes Projekt vernichtet scheinen. Kein Wort ist dafür scharf genug. Gleichheit macht unglücklich, und Feministinnen sind Furien, das sind die allzu bekannten Botschaften. Warum schreibt eine Frau heute solche Zeilen, und warum veröffentlicht eine linksliberale Tageszeitung diese publizistische Schlacht(ung)? Nur zwei Wochen davor kann in der gleichen Tageszeitung eine andere Autorin unter der Überschrift »Das verstaubte lila Gewand« (Bruns 2000a) ebenfalls ihren Antifeminismus präsentieren. Der Text der Autorin Gabriele Bruns erscheint zeitgleich in einer längeren Fassung auch in den *Gewerkschaftlichen Monats-*

heften (Bruns 2000b), ebenfalls kein publizistischer Ort antifeministischer Reaktion (vgl. im selben Heft der *Monatshefte* die differenzierte Einschätzung von Ursula Hornung 2000b).

Bruns' Text ist moderater und fairer als der Text von März; der Grundtenor entspricht nicht einfach den klassischen Backlash-Argumenten. Bruns kritisiert nicht ganz zu Unrecht, der Feminismus sei »monopolisiert in den Händen weniger Frauen, die sich der Sache mit solcher Hingabe widmen, dass der Rest mit ihnen möglichst wenig zu tun haben mag« (Bruns 2000b, 669). Dieser richtigen Beobachtung fügt Bruns dann allerdings eine Liste von Klischees über die Frauenbewegung hinzu: »Betroffenheitskultur [...] der Siebziger«, »gefühlsduselige Nabelschau«, »gedankliche[r] Stillstand« der »Exklusivkreise«, »Planstelleninhaberinnen an Schulen und Universitäten«, die als einzige »Oberbewegte« vom Engagement übrig geblieben sind, der Mann als »feindliches Gegenüber« (Bruns 2000b, 670, 671). Dass die Klischees gleich aus mehreren Phasen der westdeutschen Frauenbewegung stammen, scheint Bruns für ihre aktuelle Zustandsbeschreibung nicht zu irritieren. Die Botschaft lautet: Feministinnen haben nichts mehr zu sagen, und jüngere Frauen wollen den langweiligen Opferdiskurs nicht mehr hören. Sie sind »einfach irgendwie gelassener« (Bruns 2000b, 673).

Interessanterweise ruft Bruns (2000b, 671) zugleich eine neue »dritte Frauenbewegung« der jungen Frauen aus, die automatisch die von ihren Müttern erkämpften Rechte in Anspruch nehmen. Die erfreuliche Idee eines jungen »Neo-Feminismus« wird, freilich ohne Beweise, mehrfach im Text behauptet. Im Laufe des Artikels muss Bruns jedoch zugeben, dass das beträchtliche Desinteresse der jungen Frauen an der konventionellen Politik und die noch immer ausstehende Gleichberechtigung doch nicht zu den Höhen gleichen Engagements führen, das die Autorin ihrer Generation gerne unterstellen möchte. Bruns endet deshalb mit mahnenden Worten an die Alten, Entscheidungen der Jungen für traditionale Rollenmuster zu akzeptieren, und Mahnungen an die Jungen, sich politisch einzumischen (vgl. Bruns 2000b, 676, 677). »Leben ohne Leiden«, laut Bruns (2000b, 673) das Motto der jungen Frauen, funktioniert in der Selbstwahrnehmung einer Angehörigen dieser Generation offensichtlich doch nicht ganz so bruchlos wie propagiert.

Die Texte von März und Bruns als »Ausrutscher« oder un-

rühmliche Ausnahmen zu betrachten wäre ebenso falsch wie die Unterstellung eines peinlichen Versehens seitens der *Frankfurter Rundschau*. Hier dokumentiert sich vielmehr der antifeministische Zeitgeist, der deshalb so gut »funktionieren« kann, weil ihm keine starke, widerständige Frauenbewegung wortreich, aktionsreich, mächtig, polemisch und angreifend entgegentritt. Es ist, selbst in Zeiten politischer Korrektheit, offensichtlich ungefährlich, sich mit »dem Feminismus« pauschal anzulegen. Man oder frau läuft keine Gefahr, in eine kritische, schwierige Debatte verwickelt oder intellektuell bloßgestellt zu werden. Stattdessen winken Aufmerksamkeit und Beifall von vielen Seiten als Lohn. Für die aktuelle Situation ist bezeichnend, dass die feministische Antwort auf Bruns, fast zwei Monate später ebenfalls in der *Frankfurter Rundschau* unter der spöttischen Überschrift »Von Frau zu Frau« veröffentlicht, mit der ganzen berufsfeministischen Langeweile der Gleichstellungspolitik daherkommt und jede notwendige und amüsante Polemik vermissen lässt (vgl. Drewing/Witte 2001). Ob die antifeministischen Einwände als Polemik wie bei März oder als Pseudo-Aufklärung wie bei Bruns formuliert werden: Das Ziel ist immer die gleiche Distanzierung von der Neuen Frauenbewegung als altem Hut. Der nach wie vor ungleiche Stand in Sachen Gleichheit wird dafür minimalisiert.

Der aktuelle Blick nach innen: Zerfallende Öffentlichkeit, entpolitisierte Theorie

An der Publizität antifeministischer Äußerungen ist die Frauenbewegung selbst nicht ganz unschuldig. Ohne die Argumente von AntifeministInnen bestätigen zu wollen, kann ich doch nicht umhin zuzugeben, dass Feminismus heute auf Frauen und Männer unattraktiv wirken kann. Ein nicht mehr ganz neues, aber zentrales Problem der Frauenbewegung (nicht nur) in Deutschland ist der »Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit« (Dackweiler/Holland-Cunz 1991; vgl. auch Holland-Cunz 1995), d. h. der zunehmende Zerfall einer frauenpolitischen Öffentlichkeit, die sich zu aktuellen geschlechterpolitischen Fragen kreativ, lautstark und gesellschaftskritisch zu Wort meldet und/oder AntifeministInnen Einhalt gebietet. Die ehemals lebendige, streitbare feministische Öffentlichkeit ist in zahllose, gegeneinander abgegrenzte Teil-

öffentlichkeiten zerfallen und hat die Meinungsführerinnenschaft für viele der ursprünglich feministisch politisierten Themenfelder verloren. Die zahlreichen Teilöffentlichkeiten stehen thematisch und personell zudem unter der vereinheitlichenden Dominanz eines professionellen feministischen Mainstream (Frauenministerinnen, Frauenforscherinnen, Frauenbeauftragte), den ich mit dem Begriff des »Berufsfeminismus« beschreibe (Holland-Cunz 1998 a, 2001 a). Aber selbst dieser hat die Deutungsmacht über genuin feministische Fragen verloren. Als etwa die Rekrutinnen in die Kasernen einrücken, spricht keine Feministin, sondern die Antifeministin März, und interessierte Journalisten interviewen hochrangige Offiziere.

Eine die eigene institutionelle oder autonome Teilöffentlichkeit – gleichsam das jeweils Eigene – übergreifende kollektive Selbstverständigung wird immer seltener; dies gilt mit Einschränkungen sogar für den antirassistischen Diskurs. Zugespitzt ließe sich sagen: Aus der *positiven* Selbstinteressiertheit und Selbstbezüglichkeit der siebziger Jahre ist eine *negative* Selbstbezüglichkeit im Sinne des von Christina Thürmer-Rohr (1994) geprägten Begriffs »Egozentrismus« geworden. Angesichts der 200-jährigen Geschichte der Frauenbewegung ließe sich vielleicht auch vermuten, dass die Neue Frauenbewegung noch nicht das Stadium des »Selbstreflexivwerdens« erreicht hat, das in der Alten Frauenbewegung um 1900 zu heftigen Debatten über die Relevanz von Themen und Strategien zwischen den (feindlichen) Flügeln beigetragen hat. Selbst eine scharfe Auseinandersetzung wäre sicherlich produktiver als das Schweigen.

Feministische Öffentlichkeit fehlt aber nicht nur auf der nationalen Ebene. Auf der Ebene der Europäischen Union hat eine lebendige feministische Öffentlichkeit nie bestanden, obgleich die EU-Frauenpolitiken für die nationalen und lokalen Bewegungen spätestens seit Anfang/Mitte der achtziger Jahre unmittelbar relevant sind. Bei der Frage nach der Existenz einer internationalen oder globalen feministischen Öffentlichkeit schließlich ist zu berücksichtigen, dass die Haupt-Akteurinnen des Feminismus in der Weltöffentlichkeit heute professionelle NGO-Frauen sind (NGO = Nicht-Regierungs-Organisation, wie z. B. Greenpeace). Christa Wichterich, Kennerin der globalen Frauenszene, beschreibt die *neuen* Berufsfeministinnen folgendermaßen:

»Diese Professionalisierung brachte einen neuen Typus von P(r)olit-Profis hervor. Entstanden ist eine transnationale und transkulturelle Klasse von Jetset-Lobbyistinnen, die inhaltlich kompetent, handwerklich perfekt und rhetorisch versiert auftreten, mit hohem Gehalt, Spesenkonto und ebenso hoher Selbsteinschätzung um die Welt touren« (Wichterich 1998, 236).

Ob diese »Führungsqlique von Berufslobbyistinnen« (ebd.) noch zur Frauenbewegung zu rechnen ist, darf als offene Frage gelten, die ich mit einem »Ja«, die verbliebenen basisdemokratischen Aktivistinnen hierzulande aber mit einem »Nein« beantworten würden.

Der Zerfall einer streitbaren feministischen Öffentlichkeit und damit eines Forums interner politischer Diskussion sowie externer Positionierung und Profilbildung ist ein wesentlicher Aspekt der Unattraktivität und Angreifbarkeit des Feminismus heute. Professionelle Spezialisierungen und notwendige thematische Ausdifferenzierungen in der feministischen Arbeit stellen die historisch *unvermeidlichen* Ursachen für den *vermeidlichen* fortschreitenden Zerfall dar. Wo keine Aktivistin deutlich frauenbewegte Worte spricht oder phantasievolle Aktionen plant, die anderen Frauen etwas bedeuten könnten, kann auch keine dieser anderen für die Frauenbewegung gewonnen werden. Oder aber: Wo immer die selben Frauen auf Podien und in Gesprächsrunden professionell »für alle« sprechen, Frauen, die dies bereits seit Jahren oder, wie Alice Schwarzer, seit Jahrzehnten tun, können neue Gedanken, neue Positionen, neue Ideen und neue Reaktionen auf gesellschaftliche Herausforderungen nur schwer gedeihen oder Gehör finden. Der Verdacht der Bevormundung und illegitimer Stellvertreterinnenpolitik, wie ihn Bruns impliziert, keimt auf, und nur längst überzeugte Frauen entgehen den sich dann leicht einstellenden Gefühlen von Ärger, Abwehr, Desinteresse und Langeweile. Mit den Jahren entsteht so ein Teufelskreis: Immer weniger Feministinnen sprechen, immer weniger neue Frauen werden so angesprochen, immer weniger Sprecherinnen bleiben übrig... ein recht düsteres Bild. Oft wird es zudem von der Klage über die uneinsichtigen oder undankbaren jungen Frauen begleitet.

Das düstere Bild lässt sich sogar noch düsterer malen, wenn man/frau sich den Ausgangspunkt von Theorie und Praxis der Neuen Frauenbewegung noch einmal vergegenwärtigt. Die revo-

lutionäre Emphase für »women's liberation«, Befreiung der Frauen zu Freiheit und Gleichheit, ist sowohl in der frauenpolitischen Alltagspraxis als auch in der Verberuflichung von Frauenforschung und Theoriebildung untergegangen – *und zwar am eigenen Erfolg*. Die relativ flächendeckende Etablierung von Frauenbeauftragten, Frauenförderplänen, Ministerien, Gremien und Quotenregelungen auf dem politischen Feld und Frauenforschungsprofessuren, Frauenforschungszentren, Frauenstudien, einschlägigen Sektionen/Arbeitskreisen in wissenschaftlichen Gesellschaften, Gremien und Quotenregelungen auf dem Terrain der Wissenschaft erscheinen wie eine feministische Runderneuerung der Republik. Doch dieser erfolgreich institutionalisierte Apparat einer Verwaltung der Frauenfrage und des Gleichheitsanspruchs wird, gerade aufgrund seiner konventionellen bürokratischen Struktur, heute von vielen als anachronistisch empfunden. Gleichheitsforderungen, von extra dazu Beauftragten täglich neu formuliert, gelten, wie die antifeministischen Texte zeigen, als nicht mehr zeitgemäß. Die Lasten des Erfolgs tragen Sprechende und Angesprochene: Ermüdung bei den in gleichstellungspolitische Routinen eingezwängten Aktivistinnen und große Reserviertheit bei denen, die sich überredet fühlen.

Der Unterstellung, mit Gleichheitsansprüchen nicht mehr zeitgemäß zu sein, kommt die feministische Theorie weit entgegen. So wie die Alte Frauenbewegung hat auch die Neue nach den euphorischen, gleichheitsfeministischen Aufbruchzeiten einen deutlichen Umschwung hin zum Differenzdenken vollzogen. In einer dritten Phase der Theoriebildung schließlich distanzieren sich in den neunziger Jahren viele TheoretikerInnen sowohl vom Gleichheits- wie vom Differenzdenken zugunsten von Postmoderne und Dekonstruktion. Judith Butlers Arbeit *Gender Trouble* von 1990 bildet hier den Ausgangs- und unangefochtenen Kristallisationspunkt der Debatte (vgl. Butler 1991). Im Unterschied zu den meisten anderen, wesentlich älteren, bedeutenden ideengeschichtlichen Werken des Feminismus hat Butlers Text sofort den Sprung in die *Hauptwerke der politischen Theorie* geschafft (vgl. Stammen u. a. 1997), ein Anzeichen dafür, dass die feministische Postmoderne gut in den Mainstream integrierbar ist. Was sich als vernichtende Kritik an den simplen Vorstellungen beider klassischer feministischer Denkformen darstellt, ist intellektuell außerordentlich anregend, doch weitgehend entpoliti-

siert und in den akademischen Betrieb als neueste interessante Mode bruchlos einfügbar. Selbst ProtagonistInnen des Mainstream, die sich sonst um die feministische Theorie wenig scheren, interessieren sich für Butlers Abgesang auf Frauenkörper und Frauenpolitik.

Die Einfügbarkeit der feministischen Theorie in den etablierten, normalen, normalwissenschaftlichen universitären Betrieb hat allerdings auch heute noch Grenzen, die v. a. im Widerstand der akademischen Institutionen gegen Frauen als konkret anzuerkennende Gleiche liegen. Die Integration schreitet seit mindestens zehn Jahren dennoch als ein zweiseitiger Prozess voran. Auf der einen Seite treiben Feministinnen an den Hochschulen diesen Prozess als einen der wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Anerkennung selbst weiter, auf der anderen Seite schleift die berufsfeministische Alltagspraxis durch wachsende Distanz zu außeruniversitären Perspektiven die feministischen »Ecken und Kanten« der akademischen Akteurinnen ab. Einsprüche gegen antifeministische Polemiken sind von dieser Seite kaum zu erwarten.

Mit Michel Foucault kann von einer Normalisierung auf diesem und anderen berufsfeministischen Feldern gesprochen werden. Die Macht der Normalisierung in modernen Gesellschaften funktioniert nach Foucaults bedeutender Arbeit *Überwachen und Strafen* durch eine Reihe von Techniken, die auf Macht über das Individuum zielen: Vergütung, Sanktion, Dressur und Besserung, Klassifizierung, Differenzierung, Hierarchisierung, Homogenisierung und zugleich Individualisierung wirken auf die/den Einzelnen und passen sie/ihn durch normierende Sanktion ein (vgl. Foucault 1998, 232 ff., 229). Foucault schreibt über die Funktionsweise dieser Machtform:

»Einerseits zwingt die Normalisierungsmacht zur Homogenität, andererseits wirkt sie individualisierend, da sie Abstände mißt, Niveaus bestimmt, Besonderheiten fixiert und die Unterschiede nutzbringend aufeinander abstimmt. Die Macht der Norm hat innerhalb eines Systems der formellen Gleichheit so leichtes Spiel, da sie in die Homogenität, welche die Regel ist, als nützlichen Imperativ und als präzises Meßergebnis die gesamte Abstufung der individuellen Unterschiede einbringen kann« (Foucault 1998, 237 f.).

Gesellschaftliche Macht funktioniert, Foucault zufolge, heute dadurch, dass Individuen starken Konformitätsansprüchen unterworfen werden. »Das Normale etabliert sich als Zwangsprinzip«, lautet die harte These (Foucault 1998, 237). Dies bedeutet nun aber ausdrücklich nicht, dass Unterschiede unter dem Ideal der »formellen Gleichheit« ignoriert würden; sie werden im Gegenteil neben der Konformisierung/Normalisierung machtvoll festgestellt und gegen die Einzelnen gekehrt. Die »formelle Gleichheit« produziert einen gesellschaftlichen/institutionellen Rahmen, der aufgrund seiner Starrheit und Schlichtheit für herrschaftliche Klassifizierungen zwischen den Einzelnen durchlässig bleibt. So entsteht mit der modernen Ideologie von der Einebnung individueller Unterschiede ein Machtsystem, das sich individuelle Unterschiede für die Etablierung von Hierarchien, die Verhängung von Sanktionen und für Ein- und Ausgrenzungen weitreichend nutzbar machen kann.

Viele Berufsfeministinnen bewegen sich heute in institutionellen Situationen, in denen die Foucault'schen Techniken der Macht unmittelbar wirken, in denen »das Normale« als zwingender Imperativ auf Individuen einwirkt und jede Abweichung gefährlich erscheinen lässt. Viele Berufsfeministinnen, mich eingeschlossen, übernehmen inzwischen aber auch selbst gesellschaftliche Aufgaben und Funktionen, die die Erzeugung von klassifizierenden Unterschieden zum Inhalt haben (die Prüfung ist ein Beispiel Foucaults; vgl. Foucault 1998, 238ff.). In solch doppelter Weise in die macht-vollen Netze der Normalisierung verstrickt, sind Berufsfeministinnen heute sowohl Ziel- und Ansatzpunkte der Normalisierungsmacht als auch ihre aktiven Vollstreckerinnen. Nach Foucault gibt es ohnehin keine säuberliche Trennung zwischen Herrschen und Beherrschtwerden, zwischen der Konformisierung und Klassifizierung anderer und der normalisierenden Einpassung und Selbsteinpassung. Als aktueller Standort einer Theorie und Praxis, die mit dem Aufruf zur *Befreiung* angetreten ist, muss das feministische Verstricktsein in die Techniken der *Macht* heute unangenehm auffallen.

Skeptisches Fazit

Das aktuelle Bild des Feminismus scheint nun aber doch etwas zu düster geraten zu sein; ein paar hoffnungsvolle Gegentendenzen sollen deshalb abschließend verzeichnet werden: das politische Engagement vieler junger Frauen für einen antirassistischen Feminismus, die Stärke und der Mut der Frauenbewegungen in den Ländern des Südens, die stetig zunehmende weltweite Vernetzung feministischer Aktivitäten, das wachsende kontinentale und internationale Bewusstsein der Aktivistinnen, das Engagement und Wachstum der Frauen-NGOs weltweit, ihre anerkannt wichtige politische Funktion, die Erfolge, die auf UN-Ebene erzielt werden, die frauenpolitisch geschärfte Politische Kultur in vielen Ländern der Erde und die zahlreichen guten feministischen Texte, die jährlich verfasst werden.

Doch auch die positiven Merkmale geben wenig her, um die mit Adorno und Foucault aufgeworfenen grundsätzlichen Fragen schnell zu entkräften. Etwas hämisch könnte man/frau resümieren, dass auch für den Feminismus Adornos lapidarer Satz gilt und dass die Bewegungs-Geschichte Foucault Recht gibt. Die Konformitätszwänge, die sowohl Foucault als auch die Kritischen Theoretiker als wichtige Funktionsmechanismen moderner Gesellschaften beschreiben, haben Feministinnen in macht-volle Netze eingefangen. Die Integration des Feminismus als institutionengebundener Berufsfeminismus in Politik und Wissenschaft oder als berufsfeministischer Jetset-Lobbyismus globaler Frauen-NGOs ist eine herrschaftsbeteiligte Integration. Sie politisiert eine »formelle« Gleichheit im Foucault'schen, eine »abstrakte« Gleichheit im Adorno'schen Sinne, eine Gleichheit also, die nicht mehr an die ursprüngliche Freiheitsempfasse, nicht an die Utopie einer anderen, besseren Gesellschaft, nicht an das Ideal angstfreier Verschiedenheit und differenter Vielfalt gebunden scheint.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Gleiche Teilhabe an allen Feldern gesellschaftlicher Macht bleibt im Kontext des uneingelösten Gleichheitsversprechens eine *absolut* notwendige feministische Forderung. Doch ist es angesichts des Verlaufs der Bewegungsgeschichte unterdessen zweifelhaft, ob allein mit der formellen Teilhabe – und das heißt mit der Teilhabe an patriarchaler Herrschaft – eine sowohl für Feministinnen als auch für Außenstehende anziehende Frauenpolitik möglich ist. Im direk-

ten Vergleich zwischen der Attraktivität des radikalen Feminismus der Aufbruchzeit und der Anziehungskraft des zeitgenössischen Berufsfeminismus schneidet Letzterer schlecht ab: *Kaum eine hat heute noch das Gefühl, etwas Aufregendes zu verpassen, wenn sie nicht dazugehört.* Aufregend und interessant wirkt heute v. a. die distanzierte Haltung, sie sichert Aufmerksamkeit.

Fast scheint die Entwicklung der Neuen Frauenbewegung allen alten und neuen Geschlechterdifferenz-Feministinnen Recht zu geben, die der identitätspolitischen Dürftigkeit des beruflichen Gleichheitsfeminismus Bilder vom schönen weiblichen Wesen entgegensetzen. Aber das aktuelle Problem feministischen Lebens »im falschen« ist nicht der Mangel individueller Identifikationsangebote, sondern der *Mangel an konkreten Utopien und gesellschaftspolitischen Alternativen* sowie der Mangel an radikalem Einspruch gegen die herrschaftlichen Zumutungen eines globalisierten Patriarchats. Die Neue Frauenbewegung ist ein wesentlicher Motor seiner Modernisierung und damit seiner politischen Stabilität. Es wäre allerdings verfehlt, »der Frauenbewegung« politische Homogenität zu unterstellen und alle Feministinnen in gleicher Weise eingebunden zu sehen. Selbst die dominanten Strömungen sind vielfältig: Die liberale und die postmoderne Theorie, die konventionelle Gleichstellungspolitik, der theoretisch ungebundene NGO-Lobbyismus unterscheiden sich deutlich voneinander und agieren in getrennten Teilöffentlichkeiten. Die professionelle Zusammenarbeit ist nur punktuell.

Den dominanten Strömungen stehen, wenn auch nur als AkteurInnen am Rande der politischen Aufmerksamkeit, Gruppen, Kontexte und Strömungen gegenüber, die die Ideale des radikalen Feminismus der sechziger und siebziger Jahre geduldig und unverdrossen weiter in praktische Politik umsetzen: Antirassistinnen und Antifaschistinnen, Ökofeministinnen und diejenigen, die sich an der Basis im oder für den Süden engagieren, Frauen in autonomen Projekten, Frauenrechte-Aktivistinnen, Anarchistinnen, Globalisierungskritikerinnen. Sie alle trotzen dem dominanten Bild feministischer Wohlanständigkeit. Ob sich in diesen Zusammenhängen tatsächlich rein quantitativ weniger Frauen bewegen als im feministischen Mainstream, lässt sich nicht beantworten; die Frauenbewegung führt keine Statistiken und kennt keine Mitgliedsausweise. Die politische Sichtbarkeit radikalfeministischer Gruppen ist gegenüber den berufsfeministischen Ak-

teurinnen jedoch eingeschränkt. So entsteht fatalerweise der Eindruck, die Neue Frauenbewegung bestünde heute nur noch aus Gleichstellungsbeauftragten und Frauenforscherinnen. Doch dieser Eindruck ist falsch.

Wer heute von der Neuen Frauenbewegung spricht, wer heute den aktuellen Feminismus charakterisieren will, sollte alle Seiten sehen und auch die Vielfalt dieser Seiten berücksichtigen. Obgleich, wie im frühen Feminismus des 19. Jahrhunderts, wechselseitige »schweigsame« Abgrenzungen politische Konjunktur haben, ist doch der einzig angemessene Begriff von Feminismus heute ein breiter, *inklusive* Begriff. Nicht der Ort des Engagements, ob Frauengruppe oder Partei, Projekt oder Institution, entscheidet über die Zugehörigkeit, sondern nach wie vor die politische Selbstbezeichnung. In diesem Puzzle aktueller »Feminismen« existieren Orte, die stärker in die Foucault'schen Netze der Macht verstrickt sind, und Orte, die gleichsam an den Netzen zerren und manchmal sogar neue Muster hervorrufen. All diese widersprüchlichen Orte sind mit Foucault (1991, 117) »einzelne Widerstände«, und zwar »mögliche, notwendige, unwahrscheinliche, spontane, wilde, einsame, abgestimmte, kriecherische, gewalttätige, unversöhnliche, kompromißbereite, interessierte oder opferbereite Widerstände«.

Folgt man/frau für einen Moment dieser etwas diffusen Foucault'schen Interpretation, so ist Widerstand heute kein vollständig illusionäres Projekt, sondern »nur« eines, bei dem die Widerständigen sich nicht allzu großen Illusionen hingeben sollten. Wenn Feministinnen derzeit antipatriarchal wirken wollen, *müssen sie ihre widersprüchliche Vielfalt betonen, statt ihre eigene Konformisierung und Homogenisierung voranzutreiben*. Sie sollten ihre lokalen Kämpfe, unausgetragenen Differenzen und subjektiven Potenziale entwickeln. Michel Foucault schreibt: »Wir müssen neue Formen der Subjektivität zustandebringen, indem wir die Art von Individualität, die man uns jahrhundertlang auferlegt hat, zurückweisen« (Foucault 1994, 259). Die kleinen Risse in den Netzen der Macht, die Brüche in den individuellen Biographien, die Unterschiedlichkeit der Widerstandsformen sind immerhin Möglichkeitsbedingungen, um Einspruch und Revolte nicht gänzlich zur notwendig »anderen Seite« macht-voller Herrschaft werden zu lassen. Keine kann garantieren, dass spezifische feministische Strategien jeweils tatsächlich »neue Formen der

Subjektivität« hervorbringen werden. Aber sogar im prekären Weltbild Foucaults ist dies immerhin einen Versuch wert.

Das Fazit zum heutigen Stand der Frauenbewegung(en) muss demnach recht zwiespältig ausfallen. International oder global betrachtet sind »Frauenfragen« – zumindest auf geduldigem Papier – durchaus erfolgreich verankert worden, die nationalen Fortschritte stagnieren jedoch bereits seit geraumer Zeit. Feministische Theoriebildung ist heute fast überall eine teilintegrierte professionelle akademische Arbeit, die ihre Verve jedoch weitgehend verloren hat. Feminismus hat sich als *Beruf* in Politik und Wissenschaft etabliert, seine ursprüngliche politische und wissenschaftliche Anziehungskraft ist damit allerdings diffus geworden. Gleichstellungs-AktivistInnen können in vielen Ländern Erfolge vorweisen, die angesichts der globalen Lage jedoch eher bedrückend: Die Diskrepanz zu dem, was nötig wäre, ist zu groß. Die Revolutionsemphase der Aufbruchszeit wurde zu Recht aufgegeben, doch mit ihr auch, bis auf wenige Ausnahmen, eine radikale Herrschaftskritik, die nach wie vor notwendig ist. Die Erfolge bei der Verankerung feministischer Anliegen in der politischen Kultur haben einen doppelten Preis gekostet: den weitgehenden Verlust der inneren Leidenschaft und den Verlust der Attraktivität nach außen. Ob dieser Preis dem Erreichten angemessen ist, mag jede und jeder selbst beurteilen.

In dieser widersprüchlichen, schwierigen Lage finden sich Feministinnen im Zeitalter der Globalisierung wieder. Die alten neuen Aufgaben im thematischen Kern der Frauenpolitik sind bekannt: Partizipationschancen und BürgerInnenrechte weiter einklagen und ausbauen, Arbeit, Armut und ökonomische Ungleichheit politisieren, gegen Gewalt und sexuelle Gewalt weltweit vorgehen und die Verwirklichung des Rechts auf Wissen und Bildung vorantreiben. In diesen Feldern stecken sowohl alte, noch nicht eingelöste Versprechen als auch neue Entwicklungstendenzen und manchmal sogar auch -chancen. Nicht immer unterscheiden sich die heutigen Antworten grundsätzlich von den ersten Antworten Mary Wollstonecrafts.

Das Ereignis Revolte liegt lange hinter uns – die Freiheit aber ist, im Sinne Simone de Beauvoirs, erst noch zu wagen. Dass heute neue AktivistInnen und neue Aktions- und Denkformen gebraucht werden, um den Herausforderungen zu begegnen, steht außer Frage.